

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2.50 Mk.
Für den Postweg 3.00 Mk.
Für den Auslandsweg 3.50 Mk.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die erste Zeile des ersten Tages
Für die zweite Zeile des ersten Tages
Für die dritte Zeile des ersten Tages

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, SchulstraÙe 57.

Halle a. S., Donnerstag 29. August 1895.

Verleger:
Gebrüder C. G. Reichenow.

Telegramme.

Wien, 29. August. Die Schließung gegen Oesterreich-Ungarn wegen der Behinderung des serbischen Handels nimmt denartig zu, daß viele Kaufleute ihre Geschäftsverbindungen mit österreichisch-ungarischen Firmen abbrechen und sich an das deutsche Consulat wenden, um Empfehlung deutscher Firmen zur Deckung des nöthigen Waarenbedarfs.

Wegen Störung der telephonischen Zeitung konnten uns die letzten Depeschen nicht übermitteln werden.

Russische Fehelmenbüchchen.

Eine ungewöhnliche Meldung kommt aus Petersburg. Hier nach hat Herr Conon wegen seines Buches über den Minister Witte und die russischen Finanzen aus dem russischen Unterhändlerverbande ausgeschlossen. Der Mann muß also etwa ganz außerordentlich Schlimmes begangen haben, wenn man ihn bestraft behandeln kann. Er war Professor der Physiologie an der Petersburger Universität, mußte aber seine Stellung wegen eines Artikels mit einem Studenten verlieren, der ihn ohnehin wohl mehrere seiner Vorlesungen der Polizei denunziert hatte. Von Petersburg ging Conon nach Paris, fauste und leitete hier den „Gaulois“, übernahm dann die „Epire“, die „Nouvelle Revue“ und ist noch ihr Mitarbeiter obwohl er sie nicht mehr leitet. Er hat bis vor Kurzem als Agent der russischen Regierung agiert, und sein politischer Einfluß muß in der That hervorragend gewesen sein. Er wird kein seine überaus engen Beziehungen zu der russischen Hofhoch in Paris, zu dem verstorbenen Raslow und sogar zu dem verstorbenen Jaren persönlich. Er selbst hat sich gerüht, durch ein Schreiben an den Jaren, worin er die Mißstände des Reichsregiments aufgedeckt haben will, den Sturz dieses Ministers herbeizuführen zu haben. Unten rüchschlicher erziehen es den Kennern dieser Verhältnisse, als Herr Conon sein oben erwähntes Buch über Herrn Witte herausgab. Nach russischer Hand hat einige Nebenbuhler. Am 28. veröffentlichte der „Figaro“ eine von dem russischen Hofhoch ausgehende Notiz, wonach das Petersburg, „Bulletin für Finanzpolitik“ erfahren hat, es werde in Paris ein Buch erscheinen, das für das russische Budget ein Defizit von mehreren hundert Millionen herausbringe. Sollte dies Buch nicht spätestens am 1. März in den Handel gelangen, so werde das „Bulletin für Finanzpolitik“ es seinerseits in Petersburg drucken lassen, um es unentgeltlich seinen Abonnenten auszusenden. Welche aber dieses Werk dieses Ministers herbeizuführen zu haben. Unten rüchschlicher erziehen es den Kennern dieser Verhältnisse, als Herr Conon sein oben erwähntes Buch über Herrn Witte herausgab. Nach russischer Hand hat einige Nebenbuhler. Am 28. veröffentlichte der „Figaro“ eine von dem russischen Hofhoch ausgehende Notiz, wonach das Petersburg, „Bulletin für Finanzpolitik“ erfahren hat, es werde in Paris ein Buch erscheinen, das für das russische Budget ein Defizit von mehreren hundert Millionen herausbringe. Sollte dies Buch nicht spätestens am 1. März in den Handel gelangen, so werde das „Bulletin für Finanzpolitik“ es seinerseits in Petersburg drucken lassen, um es unentgeltlich seinen Abonnenten auszusenden. Welche aber dieses Werk dieses Ministers herbeizuführen zu haben.

Widerlegung des Buches von Herrn von Conon. Die betreffende Nummer ist aber nicht nach Paris gedrungen, wo man sich für die Sache klar zu machen begann und die Sache Conon zu widerlegen war, beweist der jüngste Schlag gegen ihn, seine Aufhebung aus dem russischen Unterhändlerverbande die auf den Bericht der Minister für Justiz, Finanzen und Inneres erfolgt ist. Die einzige Wirkung dieses Schrittes wird sein, daß man sich jetzt Conon's Buch genau ansehen wird, nachdem es schon halb in Vergessenheit gerathen war. Conon geht mit einer für die russische Finanzpolitik höchst unabweisbaren Sachkenntnis auseinander, mit welcher Meisterlichkeit dort die Defizits in der Verrechnung verschwinden, wie die Finanzlage in der besten Weise gefällig wird. Er nennt Herrn Witte den geriebentesten und kunstfertigen aller Falschhändler. Er stellt zum Beweise einige überaus starke Stücke mit. Zur Deduktion der Kosten des russisch-türkischen Krieges nahm die Regierung u. A. ihre Zusage zu einer Anleihe von 1600 Millionen Francs bei der russischen Reichsbank, die dafür ermächtigt wurde, neue Banknoten bis zum Betrage dieser Summe auszugeben. Entsprachen den für die Zurückzahlung der Anleihe erlassenen Umläufen von 1881 und 1884 hätte die letzte Banknote der außerordentlichen Emission von 1600 Millionen schon im Jahre 1889 verbrannt werden müssen. Aber die 1600 Millionen Papiergeld sind nach wie vor im Lande im Umlauf! Witte selber giebt das zu. In den Erläuterungen zum Budget für 1893 erklärt er, daß er 370 Millionen dieser Banknoten für den Bau der russischen Eisenbahnen verwenden werde, und daß die Banknoten, die jetzt nicht verbrannt seien, angeht, der Unmöglichkeit, sie zu thun, ohne Handel und Industrie zu belästigen. Weiter wirft Conon dem Finanzminister vor, 400 Mill. Francs in Gold der Reichsbank entnommen zu haben, um das Budget für 1893 in's Gleichgewicht zu bringen. Am 1. März 1893 betrug die Bilanz der Reichsbank rund 828 Mill., am 8. März desselben Jahres nur 418 Millionen! Wo sind die fehlenden Millionen hingekommen? fragt Herr Conon. Sie sind einfach zur Verschleierung des Defizits gebraucht worden. Der Verfasser sagt in seinem Buche: „Dieses ganze fiktive Budgetgebäude, das zusammengekauft ist aus heimlichen Emissionen, aus Anleihen auf Eisenbahn-Aktien, aus lächerlichen Conversionen und unaufrichtigen Anleihen, wird am dem Tage zusammenstürzen, wo infolge irgend eines zufälligen Umstandes der Rubel und die russischen Werthe trotz der Bemühungen des Spindlers im Laufe sinken sollten.“

Deutsches Reich.

Der Kaiser trifft in Dömitz am Freitag früh kurz nach 8 Uhr ein und wird sichtlich der Stadt der Verfassung, die Cavalleriedivision durch den General der Cavallerie, v. Krosigk, bewirthen, die Divisionen durch die eine halbe Meile selbst führen und später beim 2. Pommerschen Ulanen-Regiment Nr. 9 das Frühstück einnehmen. Nach demselben erfolgt die Audienz. Die Einweihung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche wird unter sehr glänzenden Freizeiteiten, jedoch bei strenger Kälte am 30. stattfinden. Mehrere hundert Personen werden vorausichtlich bei dieser Gelegenheit decorirt werden. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht die Ernennung des

Freiherrn von Hauke zum Director der Preussischen Central-Genossenschaftskasse unter Beibehaltung des Ranges eines Majors zweiter Classe sowie des Amtscharakters als Präsident. Wenn der Staatsanzeiger gestern eine königliche Verordnung veröffentlicht, durch welche die nächste Veranlagungszeit für die Ergänzungsteuer des Steuerjahres vom 1. April 1896 bis 31. März 1897 bestimmt wird, so geschieht dies, wie die Ver. f. o. A. h. e. sich vernachlässigen lassen, weil das Ergänzungsteuerjahr noch für die nächsten drei Jahre die Bestimmung über die Länge der Veranlagungsperioden königlicher Verordnung vorbehalten hat. Vom 1. April 1899 ab muß die Veranlagung der Ergänzungsteuer für eine Periode von drei Jahren erfolgen. Der Entwurf zum Ergänzungsteuergesetz, wie ihn jetzt die Regierung dem Landtage vorlegt, hat, wie die Ver. f. o. A. h. e. die Bestimmung der Veranlagung für ein Jahr, bezieht jedoch königlicher Verordnung die Ausdehnung auf zwei oder drei Jahre vor. Der Gedanke, die Veranlagung zur Ergänzungsteuer auch zu regeln als bejagende der Einkommensteuer, war durchaus berechtigt, schon aus dem Gesichtspunkte, weil das Vermögen der einkommensteuerpflichtigen in seinem Bestande jährlichen Schwankungen und Veränderungen nicht in dem gleichen Maße unterworfen ist, wie das Einkommen. Die Gründe für eine längere Veranlagungsperiode bei der Ergänzungsteuer waren so einleuchtend, daß der Landtag die im Regierungsentwurf enthaltene Vorstandsbestimmung zur allgemeinen Veranlagung auch für die Ergänzungsteuer, daß die erste Veranlagungsperiode ein Jahr betragen und für die drei nächsten Jahre die Bemessung königlicher Verordnung vorbehalten sollte. Die letzteren Ausnahmen waren infolge gerechtfertigt, als die ersten Veranlagungen einer neu eingeführten Steuer nicht den erreichten Grad der Vollkommenheit zu besitzen konnten und deshalb die Veranlagungsperiode allmählich ausgedehnt werden durfte. Die Regierung hat nunmehr auch noch die zweite Veranlagungsperiode der Ergänzungsteuer auf ein Jahr festgesetzt. Man wird aber wohl in der Annahme nicht irren, daß, falls sich nunmehr eine glatte Veranlagung ergibt, daß die dann folgende Periode eine zweijährige sein wird. Es würde sich eine solche auch als Verbesserung zu dem unter allen Umständen eintretenden dreijährigen Veranlagungsperiode empfehlen.

Zu der Beschimpfung des Kaisers Wilhelm I. durch die socialdemokratische Presse schreibt die „Nat.-Ztg.“: Nach § 189 des Strafgesetzbuches wird die Beschimpfung des höchsten Verleumdung unter Umständen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft; die Verleumdung tritt aber nur auf Antrag der Eltern, der Kinder oder des Ehegatten des Verleumdeten ein. Ist somit bereits eine Beschimpfung des höchsten Kaisers Wilhelm I. kaum mehr möglich, nur die Großherzogin von Baden wäre noch zur Stellung eines Staatsanwaltes berechtigt, und sie wird mit einer derartigen Zumuthung nicht angehen wollen. Der Bund der Landwirthe hat den Reichsanzeiger durch Gesuch unterbreitet, die Aufhebung der bisherigen Vollstreckung der Gewerbesteuer infolge, als dieselben einzelne Städte ausgegliedert Reichs in Mengen von nicht mehr als zwei Kilogramm, nicht mit der Post eingehend, selbst einbringen dürfen, aus veterinärpolizeilichen Gründen zu untersagen. Der deutsche Katholikentag setzte gestern seine Verhandlungen fort, ohne damit einen Anhaltspunkt für die Nothwendigkeit praktischer Ergebnisse, zu liefern. Man kann schon jetzt sagen, daß die Weltreise, die er zur Zeit aufwirft, eben nur Weltkreise sind, die ipso facto im Uferlande verlaufen werden. Auch die Rede des Landtagsabgeordneten Dr. Bachem kann nur das eine Echo nachrufen: „Genuß der Worte! Thaten! Laßt uns Thaten sehen! In München und Straßburg sind die Erinnerungen an die letzten Reichstagsversammlungen

Die Macht der Gewohnheit.

Eine nachdenkliche Geschichte.

Meine Frau hat einen gewissen Hang zur Statistik und Volkswirtschaft. Weist wählt sie für die zeitgemäße Meinung die Gegenstände aus ihrem eigenen Heide. Es macht ihr Vergnügen, ab und zu ein paar Zeilen ihres Wirtschaftskundes miteinander zu vergleichen und auf Grund sehr verschiedener Zahlen festzustellen, daß z. B. der Verbrauch an Mineralwasser in unsemr Haushalt regelmäßig im Sommer stärker ist als im Winter, während umgekehrt die Verbrauchsumme für Petroleum sich gegen den Winter hin zu heben pflegt. Warum soll ich ihr diese Vergnügen trüben, zumal es nichts kostet? Ich habe mir sagen lassen, daß moderne Staaten ganze statistische Bureaus unterhalten, um ähnliche Thatigkeiten im großen Stil wissenschaftlich feststellen zu lassen. Und meine Frau befragt es, wie gelangt, in ihrem Kleinhaat ganz unvollkommen. Vorigen Sommer trat sie eines Nachmittags in mein Arbeitszimmer, in der Hand einen mit Zahlen bedeckten Zettel. Ich dachte, das heißt, ich hatte eben den Anfang eines Gedichtes zum nächsten Male aufgeschrieben und dann das Wort zu seinen Vorgängern in den Papierkorb geworfen, weil sich mir von der Straße her die Zimmerzeile einer unglücklich vermittelten Drehorgel in das hohe Oeffener der Mufe drängten. Nun denke dir mal, was ich da ausgerechnet habe, begann meine Frau, mit dem befriedigten Blicke eines Gelehrten, der sich und die Welt um eine große Erfindung reichert. Ich fürchte, Liebchen, die Kaune unterer Fleischergerinnung weist dir deine ganze Berechnung nächste Woche doch wieder über den Haufen, erwiderte ich nach einem flüchtigen Blick auf das Zahlengeimmel. Denn ich glaube, es handle sich wieder einmal um einen Verzug meiner Frau, das Wort und Wieder der Fleischergerinnung auf eine Art von Jahrescurve, wie die Gelehrten das ja wohl nennen, zurückzuführen. Mit diesem Problem beschäftigt sie sich schon lange. Ach, wer denkt denn an die Fleischergerinnung? verachte sie ungeduldig. Daß du denn nicht den Orgelmann gebürt? Es ist dir mit dem Stelzfuß, weist du. Er kommt ja jeden Donnerstags Nachmittags hier durch unsere Straße, und ich habe ihn oft recht beobachtet, wenn er so in Wind und Wetter da stand und darauf los drehte. Aber jetzt sieht mich die Sache ganz anders aus. Weist du auch, daß der Mann soviel verdient wie ein Amtsräther in den ersten Jahren? Wenn ich mir dagegen das ungenügende Loos eines Schrift-Fers bedente...

Ich sah meine Frau wohl etwas erschrocken an. Sollte sie auf Grund ihrer Berechnungen wünschen, daß ich meinen Beruf wechselte und zur Drehorgel griffe? Ja, sie nur mal, dachte ich und breitete den Zettel vor mich aus. Ich habe den Mann diesmal auf seinen Gang durch unsere Straße genau beobachtet, zum Fünften aus, wo ich gerade an meinem Nähtisch lag. Dann nur leben Stunden unter dem Haus brandt er gerade zwanzig Minuten oder ein Drittel davon. In fünfzehn Häusern hat er etwas bekommen. Weist wohl ein Zweijährigenkind, Gimpfenmädchen gibt es ja überhaupt kaum, und mannde, wie z. B. der Student neben uns im zweiten Stock werfen ihm auch einen Nickel herunter. Also sagen wir: im Durchschnitt drei Pfennig. Untere Straße von der Ecke hierher hat dreißig Häuser. Also bekommt er in jedem zweiten Hause etwas und im ganzen alle zwanzig Minuten 15 mal 3, das ist 45 Pfennig, das macht auf die Stunde eine Mark und 25 Pfennig. Eine Mark und 35 Pfennig, Kind, verbeistete ich schüchtern. So? erwiderte sie und redete nach. Na, das ist gleichgültig. Die Kaufmännische ist wenn der Mann nur leben Stunden jeden Tag zu weiter macht, so verdient er täglich ungefähr 8 Mark 42 Pfennig - bitte, unterricht mich nicht, ich habe es ausgerechnet - und das macht im Jahr noch etwas mehr als unser Freund Otto jetzt im zweiten Jahr als Amtsräther hat. Und dabei hat: Otto für Frau und Kind zu sorgen und muß repräsentieren, weil er ja doch in seinen Etüchden die Hauptperson neben dem Bürgermeister ist. Ich meine, da sollte der Staat eingreifen, und jedenfalls sieht ich mich mal gelegentlich nach den Verhältnissen dieses Orgelmanns erkundigen. Das thust du nur ja, sagte ich. Und daß doch mal so unter der Hand anfragen, wie viel der Mann jährlich an Fährten verdient unter der Bedingung, daß er nicht mehr durch unsere Straße geht. Weist dich bringen wir die Summe durch Subskription in den fünfzehn Häusern auf, wo er jetzt nichts bekommt. Die Drehorgel ist ja laut Heinrich Seidel die Musik der armen Leute, und ich habe gerühmlich nichts dagegen, aber hier draußen in unserer sogenannten Villenvorstadt, wo jedes Haus ein bis zwei Klaviere aufweist, könnten wir sie doch entbehren. Ich möchte wohl wissen, ob Verbi den Troubadour komponirt hätte, wenn er vorher nur einmal im Traume gehört hätte, wie dem selbsterfüllten Zukunfts-millionär da draußen das Willere aborgelt. Dabei gehen selbst einem geborenen Dichter die Haare aus. Du, sagst mir meine Frau etliche Tage später beim Früh-

stück, ich habe mich auch nach dem Orgelmann erkundigt. Die Gemüthfrau hat mir alles ausführlich erzählt, er wohnte ja bei einer Baue von ihr, draußen auf dem Dorf, in dem Jagenshall, den sie ihm als Schloßstelle eingerichtet hat, für fünf Mark monatlich. Dente Dir, da haust dieser Mann nun schon fünfzehn Jahre, und mit der Orgel geht er schon zwanzig Jahre herum, seit dem Unfall, wo er den Fuß verlor. Die Frau sagt, er sei das Noedrehen schon längst herlich satt und thue es ordentlich mit Widerwillen, und ich meine, das sieht man ihm auch an. Er will es aber weiter treiben, bis er soviel zusammengeparbt hat, daß er sich ein Häuschen draußen im Dorf kaufen und da von seinen Fingern leben kann. Und dann will er Hosen ziehen. Das ist so sein Ideal, was es scheint; und die Frau meint, io in drei, vier Jahren wäre er soweit. Schade, daß es so lang dauert, sagte ich. Ach ja, seufzte meine Frau. Denn mal, wenn wir erst se weit wären. Wenn wir von unseren Renten leben könnten. Wir sind ja glücklich - aber wenn Du dich nicht mehr abhagen müßtest und brauchtest gar nicht mehr darauf zu sehen, was Dir die Arbeit einbringt, und könnten dichten, wann und wie es Dir paßte. Und wir hätten dann so ein Häuschen, - weist Du, in den Etüchden oben im Rheingau, wo es Dir so gut gefällt. Oder vielleicht gingen wir auch nach Italien, nach Capri vielleicht, oder an den Comer See. In Italien soll es ja jetzt so ungemün billig sein, wenn man deutliches Geld mitnimmt. Aber ich fürchte, wir werden es wohl zeitweilen nützlich haben. Na, tröstete ich die Bekümmerte, weist Du, vielleicht finden wir einmal einen Schatz. Du hast ja auch ein Fährtenloos zum Tombau genommen, und in drei Tagen ist Fährten, wer weist, ob Du nicht in den Hauptgewinn machst. Ich wollte ich hätte das lieber nicht gekauft; denn während der nächsten Tage befand sich meine Frau in einer wachsenden Unruhe, die sie vergebens vor mir zu verbergen suchte. Am Donnerstag erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. Von zwei Uhr Mittags an wich meine Frau nicht mehr vom Fenster. Wo nur der Orgelmann heute bleibt? seufzte sie verlegen. Er kommt doch sonst um diese Zeit. In Wirklichkeit aber lauerte sie auf die Zeitung, welcher heute die Gewinnliste beiliegen sollte. Als der Zeitungsjunge in Sicht kam, stürzte sie an den Briefkasten. Da ist die Zeitung, rief sie gleich darauf und reichte mir das Blatt durch die Thürspalte ins Zimmer, die Gewinnliste aber hatte sie bereits für sich herausgenommen.

Halleſcher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleſchen Zeitung.

N. 202.

Halle a. S., Donnerstag den 29. Auguſt

1895.

[Nachdruck verboten.]

Irwege.

14) Original-Noman von G. Erlin.

Räthe ſchüttelte traurig den Kopf. „Du biſt alſo wie alle Adah, aber ich werde es niemals ſein. Sieh, als ich noch ein Kind war und nichts vom Leben verſtand, ſagten die meiſten Leute, welche mich kennen lernten, ich wäre hübsch und talentvoll. Ob das alles die Wahrheit war, wußte ich damals noch nicht aber gemerkt habe ich mir jedes Wort. Ich lernte und ſtrebte mehr als meine Genoffinnen; nicht aus Liebe zur Arbeit that ich's, nein aus Ehrgeiz, aus Stolz. Das Lob, welches man mir ſpendete, nahm ich als etwas Selbſtverſtändliches, als den Lohn für mein Streben hin. Heute natürlich weiß ich, daß man Kinder lobt, um den Eltern zu ſchmeicheln. Mich lobte man mehr als zu viel. Raam hatte ich Jemanden ein Liedchen vorgetrallert, ſo war man entzückt von meiner Stimme und ſprach die Zuverſicht aus, ich könnte ein neuer Stern am muſikaliſchen Himmel werden. So ging's mit Allem. Und jetzt, wo ich glaube, beweisen zu können, daß ich Großes vermöchte, da mußte ich mich vor aller Welt blamiren und mich demüthigen laſſen. Iſt das nicht entſetzlich, Adah? Meine Bekannten, die mich vorher beneideten, ſpötteln über mich. Ich aber habe Ehrgeiz, Adah, ich muß die Scharte ausweken, ich muß beweisen, daß ich mehr bin, als ich zu ſein ſcheine. Aber womit ſoll ich's zeigen? Ja, wäre ich reich! Weißt Du, Adah, viel Geld iſt beinahe ſo viel werth als Berühmtheit. Du, ob wohl Edgar von Salten viel Geld hat?“

Adah lächelte fein. „Warum nicht?“ war ihre Antwort. „Uebrigens, wenn Du immer hübsch thuſt, was die Mutter ſagt —“

„Ach, die Mutter!“ Räthes Augen blißten und ſie ſprang lebhaft von ihrem Seſſel auf. „Siehſt Du nicht, wie verändert ſie gegen mich iſt ſeit dem Konzert? Sie traut mir nichts Rechtes mehr zu.“ Räthe ging unruhig im Zimmer auf und ab, während Adah leuſend ihren alten Plaß einnahm.

„Du biſt eben ſonderbar, Räthe. Wir ahnt, Du ſiehſt an Deinem Scheidewege, Kind.“

Räthe hielt in ihrer Wanderung inne und wieder irrte ein Lächeln, das Adah nicht verſtand, um ihre Lippen. „Meinſt Du wirklich, Adah? Und das Leben kann doch ſo schön ſein, ſagte Winolf Jaffe!“ Stürmisch eilte Räthe auf die Schweſter zu und erſtickte ſie faſt mit ihren Liebköſungen. „Adah, Adah, es war ja alles Dummheit, was ich vorhin ſchwatzte und bitte, ſage der Mutter nichts davon. Man kann doch mal ein Biſchen träumen? Zum Beiſpiel von glänzenden Geſellſchaften, wie du bei der Waldner. Man kann ſich ſogar ſolch ein berauschend ſchönes Leben in Glanz und Licht wünſchen, nicht wahr? Na, und das elende Leben muß doch auch einmal ein Ende haben!“

Adah ſagte jetzt an, ſich über ihre Schweſter zu ärgern, weil Räthe nicht wußte, was ſie wollte. „Sag' einmal bloß um Himmelswillen, Mädchen, was Dir eigentlich hier zu Hauſe fehlt — wie?“

Räthe warf ſich wieder in den Lehnſtuhl und blißelte mit den Augen. „Die Sonne! . . . das Licht . . . die Luſt — Alles fehlt mir hier, Adah,“ flüſterte ſie. Dann gähnte ſie, reckte ihre ſchlanken Glieder hin und her und meinte, verdrießlich: „Ach, Du verſiehſt mich doch nicht. Was rede ich mir da die Zunge lahm! Laß mich nun, ich bin müde.“

„Es ſtände Dir weit beſſer, wenn Du weniger egzentriſch wäreſt, Räthe!“

Die Schweſtern ſprachen nicht mehr miteinander. Räthe ſchlief im Lehnſtuhl und Adah ſtückte, bis die Mutter heimkehrte. Edgar von Salten war in letzter Zeit weniger als früher mit Räthe Verſon zuſammengeworren. Trozdem war ihm ihr ſcheues, verändertes Weſen und ihr gereifteres, trübsinniges Ausſehen unangenehm aufgefallen. Auch hatte er zu ſeinem Erſtaunen bemerkt, daß Räthe ſtets glühend roth wurde, wenn ſeine Blicke das übrige begegneten oder wenn er ſich im Geſpräch mit ihr

befand. Was bedeutete das Alles? In der Seele dieſes Kindes ging etwas vor. Schämte ſich Räthe etwa vor ihm, weil ſie wußte, daß er damals dem Konzert beigewohnt hatte und Zeuge ihres Mißerfolges geweſen war? War es ihr zu peinlich, gedemüthigt vor den Warner hinzutreten, deſſen Mahnungen ſie früher ſiegesberuſt verlacht hatte?

Fürchtete ſie etwa den Spott Deſſenigen, der ſie mit jeder Faser ſeines Herzens liebte? Oder war es gar möglich, daß ſie ſeine Neigung ahnte und ſie erwiderte? Edgar ſtrengte ſeinen Kopf vergeblich an, um ſich Räthes verändertes Benehmen genügend erklären zu können. Um dieſer qualenden Ungewißheit ein Ende zu machen, beſchloß er, ſobald es die Gelegenheit geſtattete, ſich dem jungen Mädchen zu erklären. Lange genug hatte er ſeine Gefühle ſchweigend in ſich getragen; mußte er ſie doch damals, wo Räthe nur Sinn und Aufmerkſamkeit, nur Seele und Gedanken für ihr Studium hatte, für hoffnungslos betrachten. Jetzt aber war die Bahn frei. —

Gegen Nachmittag eines trüben, regneriſchen Tages ſchritt ein Mann von großer, ebenmäßiger Figur, im langen, dunklen Havelock, eilig die Friedrichsſtraße entlang.

Den Kragen ſeines Mantels hatte er bis an die Ohren emporgezogen; unter dem weichen Filzhut, der tief in die Stirne gedrückt war, quoll an den Seiten das dicke, ſchwarze Haar hervor und umgab ein Geſicht, das auffallend ſcharf ausgeprägte, regelmäßige Züge, eine breite, gewölbte Stirn, gebogene charakteriſtiſche Naſe und feurige, dunkle Augen aufwies. Das geſammte Aeußere, Mienenſpiel und Bewegungen des jungen Mannes machten einen etwas theatraлиſchen Eindruck. Winolf Jaffe war Maler. Zwei Landſchaften, die er ausſtellte, hatten ſenſationellen Erfolg und dem jugendlichen Künſtler einen angeſehenen Namen verſchafft. Doch wie es oft der Fall iſt, daß frühzeitiger Erfolg die Thatkraft lähmt, die Leiſtungen oberflächlich werden läßt, ſo war es mit Winolf Jaffe gegangen. Er ſonnte ſich in den Strahlen der Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, und dachte nicht daran, durch neue Leiſtungen den auf ihn geſetzten Hoffnungen zu entſprechen.

Jetzt, wo der Ehrgeiz befriedigt ſchlummerte, fehlte ihm die Ausdauer; er verlor ſich in Ausſchweifungen aller Art und vergaß im Verkehr mit dem fahrenden Künſtlervolke die Kunſt. Zuweilen ſtellten ſich auch wohl Augenblicke ein, in denen ihn Neue und ein Gefühl wie heißer Schaffensdrang übermannten, ſo daß er muthig, mit beſten Vorſätzen ſeine Arbeit wieder aufnahm. Doch die Begeiſterung, die wahre künſtleriſche Theilnahme für ſeine Werke, wollte ihm nicht mehr kommen und oftmals träumte er ſehnſüchtig an ſeiner Staffelei von einem Weſen, das ihn durch ſeinen guten Einfluß wieder auf die Bahnen edlen Schaffens zu leiten vermöchte. Ein Unglück aber war es für ihn, daß die Stunden, in denen ihn ſein eigenes Treiben anſtellte, nur allzu bald vergingen. Der Verführung süße Lockruſe genügte, um ſeine Beſſerungsvorſätze über den Haufen zu werfen und ihn ſelbſt wieder in den Moraſt eines zügelloſen Lebens zu ziehen. Winolf Jaffe hatte es nicht nöthig, mit ſeinen Ausgabern zu kargen, obwohl ſein Vater, ein amerikaniſcher Farmer, in Noth und Glend geſtorben war. Der Kummer um den einzigen Sohn, der als kaum zwanzigjähriger junger Menſch heimlich mit einem Mädchen davongelaufen war, deſſen Eltern die Verbindung ihrer Tochter mit dem Farmersſohn nicht zugeben wollten, hatte dem alten Manne zeitig die Augen zugebrückt.

Winolf Jaffe indeſſen hatte ſich gleich nach ſeiner Ankuſt in Europa wieder von dem Mädchen, mit dem er aus der Heimath geſtorben war, getrennt, weil's ihm zu läſtig geworden war, für ſeine Gefährtin ſorgen und arbeiten zu müſſen. Es gab ja noch genug andere Schönheiten auf der Welt. Deſwegen war es ihm leicht geworden, die Arme, die ihn grenzenlos leibenschaftlich liebte und völlig mittel- und hilflos im fremden Lande daſtand, heimlich zu verlaſſen. Wie feige und erbärmlich ſeine Sandlunagsweiße dem unglücklichen Mädchen gegenüber geweſen war, hatte er ſich niemals eingeſtehen wollen. Der Drang, unabhängig zu

werden und seine erlangte Freiheit völlig auszubeuten, hatte alle besseren Gefühle in ihm erstickt.

Jetzt aber hatte Winolf Jaffe allen Grund, mit der Starrerei, die er in Europa gemacht hatte, vollauf zufrieden zu sein. Es war ihm gestattet, ein Leben im Wohlstand zu führen, sein Name wurde geehrt und geachtet, er verkehrte in den besten Gesellschaften und galt überall als ein Mann von vornehmen Stande. Niemand wußte, das Winolf die Stellung, die er gegenwärtig in der Gesellschaft einnahm, seinem väterlichen Freunde und Gönner Mr. Harry Glover verdankte, in dessen Gesellschaft er täglich gesehen wurde. Die Leute meinten, der alte, grauköpfige Haqefolz, der allgemein für den Onkel des jungen Malers gehalten wurde, sei ein Sonderling, worauf sich ihre Annahme gründete, wußten sie selbst nicht zu sagen. Auch Winolf Jaffe nannte Mr. Harry Glover im Stillen oft einen Sonderling, denn wie sollte er es sich sonst erklären können, daß der alte Mann für den Amerikaner, den er vor etwa acht Jahren als armseligen Stubenmaler in England kennen gelernt, ein solches Interesse gefaßt hatte, daß er ihn auf die Kunstakademie zur weiteren Ausbildung geschickt und ihn, da der erste Erfolg Winolf's Namen bekannt gemacht, an Sohnes statt zu sich ins Haus genommen hatte? So vermochte nur ein Sonderling zu handeln! Doch dem jungen Maler war es recht, auf Anderer Kosten ein üppiges Leben im Glanze führen zu können.

Der alte, reiche Engländer aber wußte, was ihn an den jungen Künstler fesselte. Nicht allein das sympathische Wesen Winolf Jaffe's machte ihn zum Liebling des alten, einsamen Mannes, der sich danach sehnte, in ihm die Freude und Stütze seines Alters zu sehen, sondern Mr. Glover, der selbst ein großer Kunstenthusiast war, bildete sich etwas darauf ein, daß er es gewesen war, der seines Günstlings Talent entdeckt hatte. Nun machte er es sich zu seiner Aufgabe, Alles zu thun, um diesem Talente die Entfaltung und Entwicklung zu erleichtern. Große Reisen hatte er mit dem jungen Maler unternommen, hatte ihm die Kunstschätze Italiens gezeigt und ihn zu bedeutenden Künstlern in die Schule geschickt. Der Dank Winolf's für Alles, was

sein Gönner für ihn gethan, hatte darin bestanden, nach großen Erfolgen zu streben. Als er sie aber erreicht hatte, war er gleichgiltig gegen seine Arbeit geworden, zum großen Kummer Mr. Glover's, der sich aber schon so innig an seinen Günstling angeschlossen hatte, daß er sich jetzt, trotzdem er wußte, daß Winolf leichtsinniger denn jemals lebte, nicht mehr gern von ihm trennen mochte. Auch war er der Meinung, daß der junge Mann durch guten Einfluß seiner Kunst immer noch zu reiten wäre.

Das war die Lebensgeschichte Winolf Jaffe's, der soeben in ein vornehmes, villenartig gebautes Haus eintrat. In der ersten Etage lagen die vier elegant möblirten Zimmer, die er in Gemeinschaft mit Mr. Glover bewohnte. Eine alte, brave Wirthschafterin führte, während des Aufenthaltes in Berlin, der sich nicht länger als bis zum Anfang des nächsten Frühjahrs hinausziehen sollte, das Hauswesen.

Als Winolf Jaffe das Wohnzimmer betrat, warf er den nassen Havelock nachlässig auf den zunächststehenden Stuhl. Nummehr gewahrte er erst, daß der Thee, trotzdem Mr. Glover nicht im Zimmer anwesend war, bereits fertig angerichtet auf dem mit einer Plüschdecke beschützten Mahagonitisch stand.

„Nanu, kam ich zu spät?“ murmelte der Maler und ließ sich auf das Sopha nieder, zündete sich eine Cigarre an und schlürfte behaglich seinen Thee. „Es ist doch fatal, daß man in diesem schönen Heim nur in der Gesellschaft eines alten langweiligen Mannes leben muß, anstatt ein reizendes Frauchen an seiner Seite zu haben“, dachte er bedauernd, während seine Augen durch die mittelgroße, mit dunklen Stoff-Tapeten ausgeschlagene Gemach, dessen Einrichtung im Renaissancestil gehalten war, schweiften. Jetzt wurde die Thür des Nebenimmers geöffnet und Mr. Harry Glover trat über die Schwelle. Er war trotz seiner sechzig Jahre immer noch ein rüstiger Mann; die lange auffallend hagere Gestalt hielt sich kerngerade, das Haupt- und Barthaar war schneeweiß, aber das stolze Auge bligte noch in fast jugendlicher Lebhaftigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten].

Hugo Grotius.

Zu seinem zweihundertfünfzigjährigen Todestage.*)
Von Eugen Jsolani (Dresden).

Die Geschichte der Wunderkinder kennt nur wenige Beispiele von solchen bedeutenden Individuen, die aus Wunderkindern Wundermenschen geworden sind. Tritt heute irgendwo auf irgend einem Gebiete ein Wunderkind auf, so entsteht auch sofort die allgemeine Befürchtung, daß die allzu frühe Reife Menschenblüthe nicht zu jener Entfaltung gelangen werde, die von ihr zu hoffen und zu erwarten ist. Freilich hat man es heutzutage auch nur allzu oft mit Treibhausgewächsen dieser Blüthenpezies zu thun. Ein keimendes Talentchen wird rasch zur Entwicklung gebracht, um auf dem modernen industriellen Wege der Schaustellung von Ort zu Ort geschleppt und finanziell ausgebeutet zu werden. Dabei ist eine gesunde Reife nicht denkbar. Nur in Ausnahmefällen wird die ruhige Entwicklung eines Talentes ermöglicht.

Wenn dies auch in früheren Jahrhunderten schon der Fall war, so gehörte Hugo Grotius zu jenen Ausnahmen. Er war ein echter Wunderknabe. Am 10. April 1583 zu Delft geboren, machte er bereits in seinem achten Lebensjahre lateinische Verse, disputirte im Alter von fünfzehn Jahren über philosophische Thesen und gab als sechzehnjähriger Jüngling den „Martianus Capella“ mit Anmerkungen heraus. Aber aus dem ungewöhnlich begabten Knaben ward ein ebensolcher Mann, denn abgesehen von seiner ganzen wissenschaftlichen und sonstigen Bedeutung besaß Hugo Grotius so hervorragende Fähigkeiten, daß man sie für unmöglich halten möchte.

Wenn man jene Riesen der Gedächtniskunst, jene Männer aufzählt, die eine ungewöhnliche Begabung des Gedächtnisses besaßen, wird man niemals unterlassen, auch Hugo Grotius zu nennen, der das ganze Corpus juris im Kopfe hatte, jeden Paragrafen wörtlich herzusagen im Stande war. Und gar wunderbar muß auch der persönliche Einfluß der Lebenswürdigkeit dieses geistvollen Gelehrten und Staatsmannes gewesen sei, dessen Leben eine der romantischsten Episoden enthält, die wohl jemals von

gelehrten Männern berichtet wurden, eine Episode, die wohl den Stoff für eine Oper im Stile etwa von Cherubinis, „Wasserträger“ böte. Aber verfolgen wir, ehe wir diese Geschichte erzählen, den Lebenslauf des interessanten Mannes von Anbeginn an.

Hugo de Groot, oder wie er sich der Sitte der damaligen Zeit gemäß in latinisirter Veränderung seines Namens nannte, Hugo Grotius, verließ als elfjähriger Knabe seine Vaterstadt Delft, um sich in Leyden den Rechts- und Alterthumswissenschaften zu widmen. Er muß ein lebenswürdiger, geistprühender Jüngling gewesen sein, denn als er im Jahre 1598 also in seinem sechzehnten Lebensjahre den Rathspensionär Oldenbarneveldt auf seiner Gesandtschaftsreise nach Frankreich begleitete, erregte die Klugheit des Jünglings in so hohem Grade das Wohlgefallen Heinrichs IV., daß dieser ihm sein Bildniß an goldener Kette schenkte. König Heinrich erfreute sich an den klugen Antworten, dem schlagfertigen Witz des jugendlichen Gesandtschaftsattachés und ging gern auf die Scherze desselben ein. Als sich Grotius am Fuße verlegt hatte und ein wenig hinken mußte, warnte ihn einmal der König scherzhaft: „Fallen Sie nicht, junger Freund, fallen Sie nicht!“ Und schlagfertig antwortete Grotius: „Sire, ich habe schon lange gewußt, daß der Boden in Frankreich sehr schlüpfrig ist.“

In Orleans erwarb Hugo Grotius sodann den Gelehrten-Rang eines Doktors der Rechte und ließ sich im Haag als Advocat nieder. Im Jahre 1607 wurde er Generalfiskal und 1613 Pensionär von Rotterdam.

Zwar wußte Grotius im Vornhinein, welch schwierige Verhältnisse für ihn mit der Uebernahme des Syndicats von Rotterdam hereinkommen mußten, und er stellte bei Uebernahme der Stellung die Bedingung, daß man ihn nie wieder absetzen könne, wenn er nicht selbst sein Amt niederlege; aber gleichwohl wurde er mit in den Strudel der Religionsstreitigkeiten hineingezogen, die damals zwischen den Gomaristen und Arminianern tobten und bei denen er als Freund und Anhänger Oldenbarneveldts auf Seiten der Arminianer stand. Ja, er war einer der heftigsten Agitatoren für die Sache der Letzteren, veröffentlichte Flugschriften im Interesse der Arminianer und als Oldenbarneveldt verhaftet wurde, ward auch Grotius ein Opfer der von ihm vertretenen Sache, auch er wurde

*) 28. August

in Haft genommen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Während Obdenbarneveldt mit seinem Kopfe seine „Schuld“ büßen mußte, brachte man Grotius nach Schloß Loevestein, wo er, der sechsunddreißigjährige, nun sein ganzes Leben zubringen sollte.

Da rettete ihn die Liebe seiner Frau. Zwei Jahre schon brachte er auf der Festung zu, vergeblich bat er immer wieder um seine Freilassung, vergeblich hatte seine Gemahlin, Maria von Neigersberg, alle Hebel in Bewegung gesetzt, ihren Gatten der Freiheit wiederzugeben. Und als nichts half, als die treue Liebe der edlen Frau auch nicht durch die leiseste Hoffnung gekrönt wurde, den Gatten bald befreit zu sehen, griff die ebenso muthige wie energievollle Dame zu einer höchst gewagten List.

Grotius hatte sich während seiner Gefangenschaft unablässig mit dem Studium arminianischer Schriften beschäftigt. Seine Gattin ließ sich nun in einer Büchekiste ins Gefängniß schmuggeln, wechselte mit ihrem Gatten die Kleider und blieb im Gefängniß, während er in der Kiste verborgen hinausgebracht wurde. Erst als sie ihn in Freiheit und in Sicherheit wußte, gab sie sich dem Festungskommandanten zu erkennen und offenbarte ihm, was geschehen sei. Und da man mit einer Frau nichts anzufangen wußte und sich wohl fürchtete, daß es die öffentliche Meinung mit Recht verurtheilen würde, wollte man die edle Frau für ihren Opfermuth büßen lassen, so ließ man auch sie in Freiheit.

Nach einer anderen weniger glaubwürdigen Version wurde die Befreiung vollzogen, indem die Frau die Erlaubnis erhielt, ihren Gatten zu besuchen, sich bei dem Festungs-Kommandanten beklagte, das Grotius in der Gefangenschaft zu viel studire und ganz krank würde und das sie deshalb die Erlaubnis erbat und erhielt, die Bücher fortzuschaffen zu dürfen, worauf sie dann anstatt der Bücher den Mann in die Kiste verpackte und hinaus-schaffen ließ. Wie dem aber auch sei, die edle Frau wußte für ihren Gatten nichts geringeres, als ihr Leben und ihre Freiheit.

Grotius floh nun nach seiner Befreiung nach Frankreich, wo ihm Ludwig XIII. eine ansehnliche Pension bewilligte und ihn so vor Nahrungsjorgen sicher stellte. Als aber Mithelen seine Macht und seinen Einfluß entfaltete, hätte natürlich die Unterstützung des Arminianers Grotius auch bald ihr Ende erreicht, und als sich dann in seiner Heimath die Verhältnisse günstiger gestalteten, da nach dem Tode des Prinzen Moritz der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien Statthalter in den Niederlanden wurde, beschloß Grotius nach zehnjähriger Abwesenheit 1631 in sein Vaterland zurück-zufahren, sah sich hier aber bald von neuen Verfolgungen seiner Feinde bedroht, und kaum seit einem Jahr in seinem Vaterlande, mußte er 1632 wieder von dannen ziehen, da seine Feinde seine Verbannung auf Lebenszeit zu erwirken mußten.

Aber sein Glücksstern verließ ihn nicht. Grotius wandte sich zunächst nach Hamburg, und hier bewog ihn der schwedische Kanzler Drensterna, in die Dienste der Königin Christine von Schweden zu treten. Grotius willigte ein, er wurde im Jahre 1634 zum schwedischen Staatsrath ernannt und im darauffolgenden Jahre als schwedische Gesandter nach Frankreich gesandt. Aber Grotius, der nicht mehr die Geschmeidigkeit der Jugend besaß und für einen Gesandten am französischen Hofe wohl allzuviel von der Schwerefülligkeit des Gelehrten an sich hatte, fühlte sich nicht recht wohl auf diesem Posten. Ihm wurde von der Königin allerlei zur Last gelegt, doch wußte er immer wieder durch seine liebenswürdige Galanterie die Königin zu beschwichtigen und so verblieb er zehn Jahre auf seinem Gesandtschaftsposten, bis er im Jahre 1645 selbst um seine Entlassung bat. Noch einmal wollte er von Stockholm nach Holland zurück-fahren, um dort eine günstige Constellation der Verhältnisse für sich auszunützen. Aber auf der Reise dahin wurde er durch einen Sturm nach Pommeren verschlagen, und so starb er fern von seiner Heimath am 28. August 1645 zu Kiofod.

Hugo de Groot's gewaltiger Geist ist keineswegs durch seine Thätigkeit als Jurist, als theologischer Polemiker und Staatsmann vollständig erschöpft. Er war ein scharfsinniger Philosoph und ein mit kritischem Geiste begabter Historiker. Dabei war er einer der ausgezeichnetsten neueren lateinischen Dichter, und auch in der Sprache seines Landes hat er dichterische Schöpfungen veröffentlicht, ja seine metrischen Uebersetzungen aus dem Griechischen zeugen sogar von großer dichterischen Genie.

Aber bei aller dieser reichen Begabung war Hugo de Groot ein ungemein bescheidener Mann, der erfüllt war von echter Frömmigkeit und Milde, von einem wahrhaften Humanismus.

Seine juristischen Schriften besitzen heute noch, ein Vierteljahr-tausend nach seinem Tode, Autorität, von seinen theologischen Schriften, die nach seinem Tode in vier Bänden zur Ausgabe gelangten, ist insbesondere seine Schrift „De veritate religionis christianaee“ als die beste Apologie des Christenthums bis auf die heutige Zeit geschätzt und wurde, wie viele andere seiner theologischen Schriften in alle europäischen und einige asiatische Sprache übersezt.

Ueber seinen theologischen Standpunkt ist viel gestritten worden. Man nannte ihn einen Atheisten, weil man seinen univervellen Geist nicht zu fassen vermochte, und Menagius ver-saßte auf ihn den folgenden Vers:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis, Pylos, Argos, Athenae,
Sideret certant vatis de patria Homeri;
Grotiadae certant de religione Socinus,
Arrius, Arminus, Calvinus, Roma, Lutherus.

Hugo de Groot's Schriften haben eine ganze Litteratur hervorgerufen: wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun. Ausgezeichnete Biographien des bedeutenden Mannes sind von deutschen, englischen und holländischen Gelehrten erschienen. Bis in unsere Tage hinein hat sein univerveller Geist befruchtend auf die Wissenschaften aller Nationen gewirkt; und noch heute, ein Vierteljahrtausend nach seinem Tode seines Körpers, lebt, was er geschaffen, unsterblich fort und fort.

„Der Mann mit der eisernen Maske“.

Seit anderthalb Jahrhunderten hat das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske die Phantasie des Volkes beschäftigt: ein ganzer Myrthenkranz hat das Haupt des unseligen Trägers der Maske um-woben, namhafte Geschichtsschreiber haben es versucht, den Schleier zu lüften. Die „Revue historique“ wird demüthigt alle Astenfälle veröffentlichen, die ein helles Licht auf dieses dunkle Capitel aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. werfen und der geschäftigen Legende Stillschweigen gebieten. Der „Figaro“ hat die wesentlichen Momente dieser geschichtlichen Zusammenstellung zum Voraus veröffentlicht; wir entnehmen ihm folgenden gedrängten Auszug:

Was ist nicht alles gefabelt worden über den Gefangenen der Bastille! Hat doch sogar ein gewisser Anatole Louquin nachzuweisen gesucht, hinter der eisernen Maske sei kein anderer versteckt gewesen als Molière, an dem die Jesuiten sich haben rächen wollen! Das am weitesten verbreitete Märchen hat Voltaire dem sensationslüsternen Publi-kum aufgebürdet. Im Jahre 1743 war ein anonymes Buch erschienen unter dem Titel „Geheime Denkwürdigkeiten zur Geschichte Persiens“ (wohl durch die Lettres persanes von Montesquieu 1721 angeregt). In diesem wurde der Gefangene mit dem Herzog von Bernandois identifizirt, dem Sohne der Geliebten Ludwigs XIV., der anmuthigen Louise de la Vallière. Er sei zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden, weil er in jähzorniger Aufwallung den Dauphin geohrfeigt habe. Diesen Fingerring benötigte Voltaire, der ja selbst in der Bastille ge-schmachtet hatte, um eine pikante Enthüllung zu lanciren. In der ersten Ausgabe seines „Zeitalters Ludwigs XIV.“ erzählte er von einem Gefangenen mit eiserner Maske, der von auffallend schöner Erscheinung gewesen und den der Marquis von Louvois vor seinem Transport nach der Bastille auf der St. Margarethen-Insel besucht und mit größter Ehrfurcht behandelt habe. Nachdem Voltaire so die Neugier der Leser gekistelt hatte, ging er in der ersten Aus-gabe seiner Questions sur l'Encyclopédie einen Schritt weiter und gab zu verstehen, die eiserne Maske habe nur dazu gedient, eine gar zu auffallende Ähnlichkeit zu verbergen. Die Leser verstanden es, zwischen den Zeilen zu lesen. In der zweiten Auflage des Werkes erklärte dann Voltaire geradezu, der Mann mit der eisernen Maske sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV. gewesen, ein Kind Annas von Oesterreich und Mazarins. Jetzt war der Er-dichtung freies Spiel gelassen. Es wurde gedruckt, der Gefangene sei der legitime Sohn Ludwigs XIII. gewesen, Anna von Oester-reich aber habe im Bunde mit Mazarin ihren Erbsöhnling unter-gehoben und so auf den Thron Frankreichs gebracht. Während der Revolution erschienen Broschüren, die erzählten, jener legitime Erbsöhnling habe während seiner Gefangenschaft auf der St. Mar-garethen-Insel die Tochter seines Kerkermeisters geheirathet; das dieser Ehe entsprossene Kind sei von den Eltern an eine Vertrauens-person auf der Insel Corfica geschickt worden mit dem Berner, es stamme von buona parte (es sei guter Abkunft.) Die Chouans ver-breiteten später ein Manifest, wonach Napoleon nur den geeigneten Zeit-punkt abwartete, um seine Ansprüche auf seine Abstammung von den Kindern der eisernen Maske zu stützen.

Die neuesten Forschungen haben nun folgende Thatsachen festgestellt: Als Ludwig XIV. und sein Minister Louvois ihre Gewaltstreichde auch auf Italien ausdehnten, warfen sie ihr begehrtliches Auge auf Casale, die Hauptstadt von Montferrat, das im Besitze des genuß-süchtigen Herzogs Karl IV. von Mantua war und das sie ihm um bares Geld ablaufen wollten. Der französische Gesandte in Benedig, der Abbé d'Étrov, bestach den Staatssecretär Karls IV., Mattioli;

10. 1891
 170. 4.
 180. 4.
 1975
 (Päpste)
 1775
 1800
 1810
 1820
 1830
 1840
 1850
 1860
 1870
 1880
 1890
 1900
 1910
 1920
 1930
 1940
 1950
 1960
 1970
 1980
 1990
 2000

Dieser stimmt seinen Gebieter günstig für den Plan. Der Minister Mantuas reist nach Paris, wo ihn der König mit Geschenken und Gnadenbezeugungen überhäufte. Am 8. Dezember wurde der Vertrag unterzeichnet. Da schlug plötzlich in Versailles, wo man bereits Vorbereitungen zur Besetzung von Casale traf, wie eine Bombe, die Nachricht ein, der Baron v. Nefeld, den Ludwig XIV. mit dem Austausch der Vertragsurkunde vertraut hatte, sei verhaftet worden. Die Höfe von Oesterreich, Spanien und Savoyen, sowie die Venetianische Republik, hatten gleichzeitig Kenntniss von den Unterhandlungen erlangt. Mattioli hatte nun einen zweiten Judaslohn seinen Herrn und den König von Frankreich verrathen.

Am 2. Mai 1679 gelang es Ludwig XVI., den doppel treulosen Zwischenhändler Mattioli in der Nähe von Turin in eine Falle zu locken; dort wurde der mantuanische Staatssekretär ergriffen und maskirt in das Schloß von Bignerol abgeführt; am 12. März 1694 brachte man ihn nach der St. Margaretheninsel und im September 1698 nach der Bastille, wo er am 19. November 1703 starb und auf dem St. Paulusfriedhofe beerdigt wurde.

Für die Identität dieses Grafen Mattioli mit dem Träger der Eisernen Maske zeugen nun folgende Actenstücke:

In der Ordre vom 28. April 1679, worin Ludwig XIV. die Einforderung Mattiolis in Bignerol verfügte, heißt es ausdrücklich, niemand dürfe erfahren, was aus dem Mann geworden sei. Nach der Verhaftung berichtete Catinat an Louvois, niemand kennt den Namen dieses Spionhubs, nicht einmal die Offiziere, die bei seiner Festnahme behilflich waren! In einem 1682, also 50 Jahre, ehe etwas von der eisernen Maske verlaute, erschienenen italienischen Pamphlet heißt es: „Der Sekretär wurde von zehn bis zwölf Keitern umringt, die ihn aufhoben, mit einer Maske versehen und nach Bignerol abführten.“

Die Gefangenliste der Bastille verzeichnet: „Am 18. September 1698 ist der neue Gouverneur der Bastille, Herr v. Saint-Mars, von seinem früheren Posten auf der St. Margaretheninsel eingetroffen. Er führte in einer Cänfte einen Gefangenen mit sich, den er schon in Bignerol überwacht hat; letzterer muß immer maskirt bleiben, sein Name wird nie genannt.“ Als Saint-Mars 1681 das Amt eines Gouverneurs von Bignerol mit einem anderen vertauschte, waren nur fünf Gefangene seiner Obhut anvertraut. Man kennt genau die ferneren Schicksale von vier derselben. Die von der Maske verzeichneten Einzelheiten passen nur auf Mattioli.

In der Begräbnisliste des St. Paulsfriedhofs steht unter dem Datum 20. November 1703 der Name des Staatssekretärs des Herzogs von Mantua.

Ludwig XV. erklärte der Frau v. Pompadour, die es dem Herzog v. Choiseul weiter erzählte, der Mann mit der eisernen Maske sei ein italienischer Minister gewesen. Ludwig XVI. sagte zu Maria Antonette, er wisse über den geheimnißvollen Gefangenen nur was ihm der Staatssekretär Maurepas mitgetheilt habe. Diesem zufolge sei es ein gefährlicher Intriguant und Unterthan des Herzogs von Mantua gewesen, der an der Grenze verhaftet, in Bignerol, später in der Bastille gefangen gehalten worden.

Diese verschiedenen Documente beweisen die Richtigkeit der von Voltaire in Schwung gebrachten Legenden und zeugen von dem stets siegreichen Dienste der exakten Geschichtswissenschaft.

Allerlei.

Wie fest der Aberglaube noch im Volke wurzelt, ersieht man aus folgendem Vorfall: In dem Dorfe Pen Luhl starb im März ds. Jrs. ein Bauersmann. Seit dieser Zeit kränkelte sein erwachsener Sohn, ohne daß sein Zustand sich bessern wollte. „Allege“ Leute mußten nun dem Sohne glaubhaft zu machen, daß der Vater ein „Neuntödtler“ sei, d. h. daß er in kurzer Zeit neun seiner nächsten Verwandten sich nach ins Grab ziehe und den Anfang mit dem kranken Sohne machen werde. Es gebe nur ein Mittel, dem „Neuntödtler“ die Nacht zu nehmen: einer seiner nächsten Verwandten müsse ihm im Grabe den Kopf vom Kumpfe trennen. Der kranke Sohn war von der Wirksamkeit dieses Mittels dermaßen überzeugt, daß er wirklich in einer Nacht auf den Kirchhof ging, das Grab und den Sarg öffnete und der Leiche seines Vaters mittels eines Spatens den Kopf vom Kumpfe trennte.

Bei einem Schulfeste in Branau bei Gubrau explodirte in der vorigen Woche, als die Frau eines Fleischers in den brennenden Spirituskocher eines Burschens Spiritus hinzugab, die Flasche mit Spiritus und der brennende Inhalt übergoß drei Mädchen, deren Kleider alsbald in hellen Flammen standen. Dauerlicher Weise waren die umstehenden erwachsenen Personen vor Schreck loslos und leisteten nicht sofort sachgemäße Hilfe. Nachdem endlich die Flammen gelöscht waren, wurden die Kinder, die alle drei sehr schwere Brandwunden erlitten hatten, nach Seilich gebracht. Ein Mädchen ist nachdem es zwei Tage lang die schrecklichsten Schmerzen ausgestanden hat, gestorben, auch bei den beiden anderen ist wenig Hoffnung auf Erhaltung des Lebens vorhanden.

Ein eigenartiges Reiseabenteuer hat Friedrich Ritterwurger an der Riviera erlebt. Der Künstler war von einer Tour durch Spanien nach Marseille gekommen. Dort traf er mehrere Be-

kannte, in deren Gesellschaft er sich zu Schiff nach dem Schlosse Jf begab, das auf einem Felsen mitten aus dem Meere sich erhebt. In diesem Schlosse werden die Gefängnisse gezeigt, in denen Mirabeau und der Herzog Philipp von Orleans saßen. Das größte Interesse erregte jedoch das schauerliche Verließ, welches angeblich dem Grafen Monte Christo, dem Romanhelden Alexander Dumas, zum Aufenthalt diente. Ritterwurger brachte den düsternen Felsen die lebhafteste Aufmerksamkeit entgegen, ließ sich überall einführen und wurde dadurch von seinen Begleitern abgedrängt. Die Besichtigung des Felsenschlosses war vorüber und die Gesellschaft rüstete sich zum Verlassen desselben, nur Ritterwurger fehlte. Alles Suchen war vergeblich. Schon glaubte man, dem Künstler sei in den unterirdischen Gängen ein Unfall zugefallen, als ein wachhaltender Soldat meldete, man höre aus einer Zelle heftiges Schreien. Sofort wurden Nachforschungen gepflogen und Herr Ritterwurger in seinem Kerker entdeckt. Die unheimliche Haft — der Schließer hatte den Besucher vergessen und die Thür abgesperrt — hatte zwei Stunden gedauert.

Ist Gehentwerden eine Strafe? Auf den Fidschi-Inseln hat man schon seit längerer Zeit die Beobachtung machen können, daß Mord- und Todtschlag unter den von Kalkutta eingeführten indischen Arbeitern sehr bedenklich überhand genommen haben, ohne daß dabei die Aussicht auf das ihrer harrende Loos, die Mölder irgendwie in Schrecken zu setzen geeignet erscheint. Vor etwa vierzehn Tagen hatte sich das dortige Kriminalgericht nun abermals mit einem solchen Falle zu beschäftigen, wobei es sich zur nicht geringen Ueberraschung der versammelten Gerichtspersonen herausgestellt hat, daß der Delinquent den ihm zur Last gelegten Mord überhaupt nur begangen hatte, um gehent zu werden, weil auf diese Weise am raschesten nach Kalkutta zurückzukehren hoffte. Ob bei solchen Anschauungen das Gehentwerden für die Hindus in Fidschi überhaupt noch als eine Strafe bezeichnet werden kann, dürfte danach wohl stark in Zweifel zu ziehen sein.

Rettung aus Seegefahr. Der englische Dreimaster-Schooner „Elisabeth“, Kapitän Evans, ist mit der Mannschaft der untergegangenen norwegischen Barke „Arel“ in Plymouth angekommen. Die Rettung dieser Mannschaft geschah in der letzten höchsten Not. Die Barke war am 20. Juli mit 500 Tonnen Saks als Ballast von Liverpool nach Charlotte Town (Prinz Edward Insel) in See gegangen. Als bald hatte sie mit fürchterlichem Unwetter zu kämpfen. Drei Wochen hindurch kam die Mannschaft kaum vom Deck. Am 10. August nahm die Lage eine sehr kritische Wendung, da das Schiff ein starkes Leck bekam. Nun wurden alle Pumpen Tag und Nacht in Bewegung gesetzt, aber der Ballast, der vom Wasser angefüllt wurde, vereitelte alle Bemühungen, des eindringenden Elements Herr zu werden. Am 13. August merkte man, daß die Barke zu sinken begann. Unaufhörlich wurden Nothsignale gegeben, am 15. ging man daran, die Boote zum Niederlassen klar zu machen. Der Kapitän blieb noch immer beim Schiff, auf die Hilfe hoffend. Am Nachmittage dieses Tages kam auch wirklich ein Schiff in Sicht, das, nachdem die Nothsignale verstärkt worden, seinen Kurs änderte und auf die Verweisselnden zugeteilt. Es war der englische Schooner „Elisabeth“. Nach großen Schwierigkeiten gelang es dem rettenden Schiffe, ein Boot an den „Arel“ heranzubringen und die ganze Mannschaft aufzunehmen. An die Bergung des Gepäcks konnte nicht gedacht werden, da die hohe See weitere Versuche nicht zuließ. Soweit sich eine Schätzung vornehmen ließ, stand die Barke während des Rettungswerkes schon so tief im Wasser, daß sie längstens in 12 Stunden unter den Fluten verschwunden sein dürfte.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Proschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Helgoland, das Reiseziel so vieler in der jetzigen Jahreszeit, erfährt durch einen mit zahlreichen Illustrationen geschmückten fesselnden und interessanten Aufsatz in dem neuesten 24. Heft der beliebten Familienzeitschrift „Universum“ (Verlag des Universum, Dresden) eine eingehender Würdigung; der zeitgemäße Artikel wird daher vielen, welche die Insel besuchen wollen, als stumme Cicerone oder zur vorberichtigten Orientierung willkommen sein. Von dem weiteren Inhalt des Heftes erwähnen wir die Fortsetzungen der beiden spanischen Romane: E. v. Adlersfeld-Ballestrem „Die weißen Rosen von Ravensberg“ und L. Ganghofer „Schloß Hubertus“; ferner die reizende Hofegger'sche Novelle: „Die Sonnseitige und der Schattseitige“; eine sprachwissenschaftliche Gauderei „Der, die das“ von Dr. Wasserzieher und die „Eroberung der Wüste“ von E. Günther. Das Porträt der durch ihre Poesien schnell zu großer Popularität gelangten italienischen Dichterin Ada Negri schmückt den Titel des Heftes, welches u. a. auch eine Abbildung der vielgenannten deutschen Kieselsteine im Niedersheimer Arnshemer Walde enthält. Von dem anerkannt vorzüglichen Kunstbeilagen und Vollbildern erwähnen wir: A. Seifert, „Das Nachbarskind“ und E. Schwabe, „Aus der kleinen Stadt“. Der Preis des vielseitigen Heftes beträgt nur 50 Pf.

Berantw. Redakteur: Dr. Walther Gensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Ziehe Halle Saale, Leipzigerstr. 87.